

Kapitel 2

Vom Gymnasium zur Segelflugausbildung und zum Flakhelfer

Die Gymnasialausbildung verlief von 1937 in Ostpreußen ohne Fliegeralarm und Bombennächte, wie im Reich, planmäßig. Wir hatten in einigen Fächern Lehrkräfte mit Spitzenniveau. Sie verbanden hervorragend das pädagogische Prinzip von Bildung und Erziehung als untrennbare Einheit. Die Veranschaulichung mittels Beispielen wie in der Geschichte des Altertums, der Antike, begeisterte. Die Verbindung von historischen Ereignissen und deren Zeiträumen erlebten wir nicht als ein bloßes Auswendiglernen. Geschichts- und Lateinlehrer in einer Person war die Voraussetzung für eine historisch-sprachliche Kombination mit hohem Bildungsgrad.

Diese Lehrmethode von Dr. Franke führte nicht nur mich sehr viel später zu der philosophischen Erkenntnis, dass die Vergangenheit in der Gegenwart aufgehoben und für die Zukunft geprüft werden muss. Mit diesem ausgewählten Beispiel soll auf den guten Ruf dieser Bildungsanstalt in Riesenburg verwiesen werden.

Gleichwohl sind in Erinnerung geblieben all jene kleinen Streiche, besonders in den unteren Klassen (Sexta bis Tertia), die zu einem zünftigen Gymnasialleben einfach gehörten.

Impulse dafür lieferte der in den 30er Jahren gedrehte Film „Die Feuerzangenbowle“ mit Heinz Rühmann.

Hierzu ein Beispiel aus dem Chemieunterricht:

Wir behandelten die Darstellung von Schwefelwasserstoff (H_2S), das ist übrigens die chemische Grundlage für die sogenannten Stinkbomben. Ich durfte als Chemieschrank-Zuständiger das Experiment durchführen. Dabei wird auf Schwefeleisen hochprozentige Salzsäure gegeben. Die dabei entstehenden Dämpfe stinken bestialisch. Wir stellten ein Schälchen mit diesem Gemisch während der Pause in die Klasse der Sextaner.

Im Ergebnis musste der Unterricht für eine Stunde unterbrochen werden. Die Erstklässer hatten eine Freistunde und ich bekam eine strenge Rüge vom Direktor.

In den Gymnasien gab es, ähnlich den heutigen Sportgemeinschaften, Sportgruppen verschiedener Sportarten.

Als relativ guter Leichtathlet gehörte ich dieser Sportgruppe an. Da mich der Mehrkampf interessierte (Fünfkampf später Zehnkampf), wurde ich neben anderen Leichtathleten des Gymnasiums während der Ferien als Auswahlmannschaft zu einer Art Weiterbildung an die NAPOLA nach Stuhm (eine Stadt ca. 40 km von Riesenburg entfernt) delegiert.

Diese Einrichtung bildete und erzog Nachwuchskader für die NSDAP, der Nazipartei Hitlers. Das hat mir später mein Vater erklärt.

Uns Sportlern war das nicht bekannt und zunächst auch egal.

Wir trainierten nach einem Trainingsplan, der allerdings hohe Anforderungen stellte. Das HJ-Sportabzeichen in Silber war nach 14 Tagen gewollter sportlicher Belastung der verdiente Lohn.

Eine mehr zufällige Begebenheit sollte sich sehr stark auf meine Kindheits- und Jugendentwicklung auswirken.

1937 erhielten wir anlässlich des Pfingstfeiertages Gäste. Der Bruder meines Schwagers Albert gehörte dazu. Er erschien in der Uniform eines Fliegerleutnants, er war Angehöriger der Legion Condor und in Spanien eingesetzt. Als Pilot eines JU 88-Geschwaders war er direkt beteiligt an der Zerstörung der baskischen Stadt Guernica.

Nur mit meinem damaligen Bewusstseinsstand ist nachvollziehbar, dass mich seine Erlebnisse so fesselten, dass in mir der Wunsch ausgelöst wurde, Flieger, nein Jagdflieger, zu werden.

Diese Werbung trug dazu bei.

Unterstützt wurde zudem das innere Aufgewühltsein durch die fast dringliche Empfehlung, auch in Richtung meiner Eltern, schnellstens eine Segelflugausbildung anzustreben.

Glücklicherweise hatte mein Vater dafür ein offenes Ohr und schien diese Gedankenrichtung absegnen zu wollen.

Max Badzinski, der Schwager, schilderte sehr anschaulich seine Fliegerkarriere, die auch über den Segelflug verwirklicht wurde. Er beschwor meine Mama mit den eindringlichen Worten: „Lasst den Fred bei weiterhin guten Schulleistungen Segelflieger werden. Ich bin auch über die A-, B- und C-Prüfung in Rositten zum Motorflug gekommen“.

Wenige Tage später meldete ich mich, mit der Zustimmung meines Vaters in der Hand, in der HJ-Fliegergruppe in Riesenburg an.

In den Ferien 1938 durfte ich nach Rossitten auf der Kurischen Nehrung und saß sehr bald im SG-38 und hatte meinen ersten Start zur A-Prüfung.

Ein herrliches Gefühl.

Die älteren Flugschüler, die sich in der C-Ausbildung befanden, schwärmten ähnlich und wir Anfänger hörten nicht selten den freudvollen Ausspruch „Nur fliegen ist schöner!“ Was immer das heißen sollte.

Obwohl wir beim Hochschleppen der Kiste, so wurde der Schulgleiter allgemein genannt, mächtig schwitzten und manchmal fluchten, wir alle freuten uns jedoch auf den nächsten Flugtag.



Rossitten – A-Schulung am Predin (Hochdüne) 1940

Diese Flugausbildung wurde zielstrebig weiter geführt und von Jahr zu Jahr erhöhten sich Freude und Erwartung auf die nächsten Starte und Flugprüfungen. Dass diese andersartige Dimension der menschlichen Fortbewegung auch gefährlich werden kann, soll eine kleine Episode während meiner B-Schulung 1940 belegen.

Wir hatten einen sonnenumfluteten Flugtag. Über dem Predin, der höchsten Düne auf der Kurischen Nehrung, stellten wir eine ideale Thermik fest. Ich startete meinen 25ten Flug mit einer Baby-Grunau mit dem Auftrag eines so genannten Dreiecksfluges Rositten-Nidden-Ostsee in Höhe von Pillkopen. Flugwetterbedingt flog ich zu weit auf die Ostsee hinaus, verlor durch die dort fehlende Thermik stark an Höhe und konnte eine unangenehme Wasserung gerade noch verhindern, indem ich mein Baby zum Steilflug zwang (Knüppel an den Bauch sagt man dazu in der Fliegersprache).

Die so fabrizierte Notlandung brachte mir zwei Tage Flugverbot, Zugdienst am Gummiseil und für die Bergungsmannschaft eine Flasche Bärenfang (ein ostpreußischer Honigschnaps) ein.

Mit der abgelegten C-Prüfung (drei weiße Schwingen auf blauem Grund) 1942 wurde eine fliegerische Grundvoraussetzung erfüllt. Damit war verbunden eine mögliche Fortsetzung der Qualifizierung für die Flugzeugschleppausbildung zu Silber- und Gold-C.

Dafür war Rossitten jedoch nicht geeignet. Zudem ließen die Kriegsergebnisse eine derartige Entwicklung nicht mehr zu, wie noch zu berichten sein wird..

Diese Lebensbeichte wäre unverzeihlich lückenhaft, wenn nicht im beschaulichen Kleinstadtleben Riesenburgs ein Ereignis hereinbrach, das ja bekanntlich nicht nur Deutschland erschütterte.

Die so genannte Reichskristallnacht 1938.

Das Fanal der umfassenden Judenverfolgung und -ausrottung.

Der Holocaust!

Wie in allen Städten Deutschlands, so auch in Riesenburg, brannte die Synagoge, wurden die Fenster von jüdischen Geschäften zertrümmert, wurde geplündert.

Wir Pennäler hatten an diesem Novembertag schulfrei und wurden in das Zentrum der Stadt beordert.

Die politisch-ideologische Erziehung hatte erreicht, dass wir diesem Geschehen keine empörenden Gefühle entgegenbringen konnten. Leider war auch im Elternhaus lediglich ein Bedauern für die armen Menschen zu spüren.

Der historischen Wahrheit willen muss zu diesem Zustimmungsverhalten gegenüber der Nazipolitik betont werden, dass es der ostpreußischen Landwirtschaft zu diesem Zeitpunkt (1936-38) sehr gut ging, dank der raffinierten hitlerschen Agrarpolitik.

Der Durchschnittsbürger hatte keinen Grund Hitlers Politik zu misstrauen. Das Gymnasialleben verlief bis 1943 kriegsbedingt ohne größere Ereignisse. Mein Fahrschülerdasein hatte sich über Nacht verändert. Mit Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion wurde unsere Bahnstrecke Riesenburg – Mißwalde (ein Bahnknotenpunkt) für den Privatverkehr eingestellt bzw. gesperrt.

„Was tun“ sprach mein Vater. Welche Optionen gab es?

Ich schlug den Eltern kurzerhand vor, mit dem Fahrrad bis zum Wintereinbruch den Schulweg von 25 km zu bewältigen. Die Bedenken meiner Mutter schob ich mit der Bemerkung beiseite, dass das für mich ein sportliches Training sei und im Bedarfsfall hatte ich ja noch meinen Trakehner Max. Damit begann meine Schulkarriere als Fahrradfahrschüler. Eine hübsche Bezeichnung.

Mit der Versetzung in die Obersekunda im folgenden Herbst begann in Riesenburg mein Pensionsleben. Ich hatte ein möbliertes Zimmer ohne Familienanschluss, aber mit Vollversorgung.

Langsam gewöhnte ich mich an die Bequemlichkeiten des Stadtlebens. Im Laufe der Zeit schälten sich neben den Schulverpflichtungen der so genannte Dienst bei der Flieger HJ mit dem Ziel der Vorbereitung auf die weitere Segelflugausbildung in Rossitten, Theater- und Kinobesuche, Sportveranstaltungen mit eigenem leichtathletischen Training in der Auswahlmannschaft des Gymnasiums heraus.

Eine schöne Regelmäßigkeit waren mit Schulfreunden Besuche in den recht niveaureichen Konditoreien der Stadt. Das passierte in der Regel mittwochs nach dem Dienst oder nach Kulturveranstaltungen. Meine Taschengeldsituation gestattete mir gelegentlich eine Runde Eis zu spendieren, was dann immer mit Hallo quittiert wurde.

Höhepunkte waren zweifellos die Wochenenden. Mein Herr Vater holte mich meistens ab. Vormittags waren seine Besorgungen auf dem Plan, dann gemeinsames Mittagessen bei Düsterhöft, unserer Stammgaststätte, danach Heimfahrt mit Max im Dogcart (einem offenen zweirädrigen Einspanner). Es versteht sich von selbst, dass ich unter den strengen Augen meines alten Herren lenken durfte.

Je nach Witterung waren notwendige Arbeiten auf dem Gut. z.B. Bestellarbeiten im Frühjahr mit dem Lanz-Bulldog beim Pflügen oder bei der Ernte mit dem Binder. Ein Schwerpunkt war durchgängig der Umgang mit den Pferden. Hier konnte ich auch meine eingegangene Verpflichtung einlösen, meinem Pferd Max eine individuelle und vor allem sorgfältige Pflege angedeihen lassen.

Es war an einem Sonntag im Monat September 1941. Obwohl ich in Riesenburg der Flieger-HJ angehörte, nahm ich gelegentlich an dem bereits geschilderten allwöchentlichen Dienst in Görken teil. Ich wollte einfach mit meinen ehemaligen Schulkameraden in Görken zusammen sein.

Auf dem Dienstplan stand u.a. Fußballspielen, ganz in meinem Sinne. Wie immer fanden derartige Treffen in der Sandgrube, mitten im Dorf, statt. In der Nähe dieses Platzes befand sich die Unterkunft der stark bewachten russischen Gefangenen, zirka 25 junge Männer im Alter von 20 – 30 Jahren. Diese wurden nachts eingesperrt und tagsüber auf das so genannte Restgut geführt, im Gleichschritt, versteht sich. Gegen Abend kamen sie zurück in ihre Unterkunft, müde, abgespannt. Irrendwie taten sie uns leid.

Als wir mit dem Spielen begannen, schauten sie uns neugierig zu und schossen auch mal einen fehlgetretenen Ball zurück.

Da kam ich auf den Gedanken, ein kleines „Länderspiel“ zu organisieren. Mit dem Wachmann, einen Karabiner 98 tragend, kam ich überein. Er stand ja unmittelbar daneben.

Die sowjetischen Soldaten freuten sich wie die Kinder. Sie wählten 11 Mann aus und es konnte losgehen.

Ich hatte den Wachmann, der übrigens meinen Vater gut kannte, gebeten, den Schiedsrichter zu geben. Er tat es auch, wissend dass das eigentlich verboten war.

Wir vereinbarten 2 x 30 Minuten. Die Sowjets hatten einige sehr gute Spieler in ihren Reihen und so kam es, dass wir folgerichtig verloren.

Mit 2:5. Das Ergebnis trat allerdings in den Hintergrund. Wichtig war, dass wir ein so genanntes Länderspiel ausgetragen hatten.

Ich erinnere mich noch sehr genau daran, dass der Spielführer der russischen Mannschaft auf mich zu kam, mich an sich zog und etwas auf Russisch sagte, was ich nur durch seine Mimik und Gestik ahnen konnte.

Ein Glücksgefühl entnahm ich seinen Augen.

Wir verabschiedeten uns. Die sowjetischen Gefangenen mussten in ihre Behausung und wir nach Hause.

Wochen später erhielt ich vom Bannführer aus Mohrungen, unserer Kreisstadt, ein längeres Schreiben, in dem er mir einen Verstoß gegen Prinzipien eines Angehörigen der HJ und zugleich unmoralisches Verhalten vorwarf und mich vom Scharführer zum einfachen Hitlerjungen degradierte.

Mein Vater tobte, ob dieser Demütigung. Verband einen Dienstweg in die Kreisstadt mit einem Gespräch im HJ-Bann, der obersten Behörde im Kreisgebiet. Zurückgekehrt, teilte Vater mir diese Rückstufung als annulliert mit, worüber ich damals sehr froh war.

In der Herbst- und Vorwinterzeit war die Jagd angesagt.

Mein risikofreudiger Vater vertraute mir die Pflege der Jagdwaffen an, ich kannte den Ort des Schlüssels für den Jagdwaffenschrank.

Als echten Vertrauensbeweis empfand ich die Übereignung eines doppelläufigen Jagdgewehrs Kaliber 16. Das geschah anlässlich meines 15.

Geburtstages. Hochinteressant für mich waren die Rebhuhn- und Hasenjagden. Bei einer erstmals mir erlaubten Wildschweinjagd habe ich meinen Vater sehr enttäuscht. In guter Schusslage und geringer Entfernung schoss ich daneben und verscheuchte zugleich die ganze Rotte der Schwarzkittel.

Mein Schwager Albert Badzinski, der Ehepartner meiner Schwester Else, zugleich die hübscheste unter den Gräsern, wusste meine Interessensvielfalt im Bereich des sportlichen Tuns positiv zu beeinflussen. Ein geschenkter Fußball sowie zwei Boxhandschuhpaare erregten meine Begeisterung genauso, wie ein Paar zusammenklappbare Gebirgsjäger-Ski.

Es ergab sich, dass die Fliegergruppe in Riesenburg, deren Mitglied ich war, in den Winterferien 1942 ein Wintersportertüchtigungslager im Riesengebirge plante, ein schreckliches Wort, aber so nannte man Derartiges. Dazu waren Elternzustimmung und vor allem Lehrgangsgeld gegeben. In die Vorfreude mischte sich das Problem der Kleiderausrüstung. Mit einem Kilo Schinken und zwei Stück Butter erledigte sich die Skischuhfrage.

Der Aufenthalt in Karpatsch am Fuße der Schneekoppe gestaltete sich wie ein Märchen oder wie ein Traum.

Dort mit gängigen Abfahrtsbrettern ausgerüstet und mit nicht mehr kriegstauglichen Gebirgsjägern als Skilehrer, verlebten wir als Flachländer und zugleich als Anfänger turbulente Tage bei bestem Pulverschnee in einer zünftigen Baude auf 1600 Metern. Am Ende des Lehrganges, der natürlich mit vielen leichten und mittelschweren Stürzen gepfeffert war, beherrschten fast alle Teilnehmer den recht komplizierten Telemark als Bremsschwung im Tiefschnee und den so genannten gerissenen Kristiana. Diese Erfahrungswelt erwies sich für mich als prägend für mein weiteres sportliches Leben. Dafür steht meine fast 20jährige Skilehrtätigkeit und das Bedürfnis, auch im 84. Lebensalter in den Alpen Ski zu fahren.

Das Jahr 1943 brachte uns Pennälern des Jahrganges 1927 den Krieg oder die Kampfhandlungen an den Fronten sehr viel näher. Da dem

Naziregime langsam die wehrfähigen Soldaten ausgingen, wurden im innerdeutschen Raum Flakhelfer eingesetzt.

Deshalb erhielt ich im Spätsommer den Einberufungsbefehl nach Gotenhafen (jetzt Gdynia). Ich wurde also Flakhelfer in Marineuniform mit HJ-Binde an der Ausgangskleidung. Ich bekenne heute, dass nicht nur ich stolz war, so zeitig meinem Vaterland dienen zu dürfen.



Flakhelfer in Marineuniform